

Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **175 (1896)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Des Kalendermanns Weltumschau.

Man darf sie nicht zu sehr rühmen, aber doch wird man auch nicht zu sehr klagen dürfen über die Zeit, die seit der letzten Weltumschau verging. Wie dem Einzelnen, so hat sie auch den Völkern und ihren Führern allerlei bescheert, hier Leid, dort Freude, hier Kummer und Sorge, hier Tod, dort Leben; und doch hat man dem Herrgott vor Allem für das Eine zu danken, daß er den Völkern das höchste Gut, den Frieden, bewahrte; denn je stärker in Europa mit jedem Jahr der Ball von Bajonetten wird, je zahlreicher das Heer von Kanonen, mit um so mehr Bangen muß man an die Schrecken und Grauen eines zukünftigen Krieges denken. Es sind jetzt 25 Jahre, als Frankreich unter dem Drucke des Krieges seufzte, und man meinte

damals, einen schrecklicheren hätte die Welt noch nie gesehen, so fürchterlich habe der Todesengel noch nie gehaust, und doch wäre der damalige Krieg nur ein Kinderspiel neben einem solchen der jetzigen Millionenheere und der jetzigen Waffen.

Im Ganzen ist es in der Welt unruhig genug zugegangen, und unter den Großen der Erde ist es gewesen wie bei einem Regelspiel; hier ist Einer umgestoßen und dort wieder Einer, so daß es schien,

als sei kein Halten mehr, und trotzdem geht es immer doch in der Welt.

Da ist zuerst Deutschland, wo der wackere Kanzler Caprivi seinen Koffer packen mußte. Er hat es dem jungen Kaiser lange recht extreffen können; aber schließlich sind sie doch uneins ge-

worden und zwar wegen den Sozialisten. Der Kaiser wollte, daß man ihnen mit einem scharfen Gesetz auf den Leib rücke; Caprivi dagegen war der Ansicht, daß dieses Mittel schon Bismarck benützt habe, ohne daß es etwas half, und darüber ist es zum Bruch gekommen. Wir

Schweizer behalten ihm darum doch ein gutes Andenken, denn er hat sich s. Z. redlich Mühe gegeben, daß wir mit Deutschland zu einem annehmbaren Handelsver-



Bundesrath Schenk †.

trag kamen. Das Umsturzgesetz, wegen welchem Caprivi fiel, ist aber doch zu Wasser geworden; der deutsche Reichstag hat so lange daran herumgedoktert, bis es den Geist aufgab. Der Kaiser hat dann einen neuen Kanzler suchen müssen und einen solchen in der Person des Fürsten Hohenlohe gefunden. Dieser Hohenlohe ist schon ein recht alter Mann von 70 Jahren, der lange Jahre als Statthalter des Kaisers Elsaß-Lothringen regiert hatte,

und zwar, das muß man ihm nachsagen, im Ganzen mild und gerecht. Dieser alte Herr scheint der rechte Mann für den Kaiser zu sein. Er regiert ihm nicht hinein und sagt zu Allem Ja, was der Kaiser will. So einen braucht der Letzte, und mancher Ehemann wird denken, er könnte auch eine solche Frau brauchen. Im Uebrigen zerbricht sich die deutsche Regierung heute den Kopf, wie man mehr Steuern aus dem Volke herausbringen könnte, ohne daß es etwas davon merke. Aber das Volk traut allen solchen Versuchen nicht mehr und will „nütz Nütz“ in diesem Kapitel. Es ginge mir auch so.

Einen Freudentag hatte Deutschland mit der Eröffnung eines Schifffahrtskanals, welcher Ost- und Nordsee mit einander verbindet. Alle Staaten waren mit ihren Panzergeschwadern an den Eröffnungsfeierlichkeiten betheilig. Doch höher als der Glanz dieser

Feier steht der Werth des Unternehmens für den Weltverkehr, das der Schiffahrt in Zukunft gestattet wird, einer der gefährlichsten Stellen in den europäischen Meeren auszuweichen und dabei noch wesentlich Zeit zu gewinnen. In solchen Werken

äußert sich der wahre Fortschritt, der den Völkern Glück und Segen bringt.

Bei den Franzosen hat es auch kunterbunt genug ausgesehen. Gleichsam über Nacht hat ihr

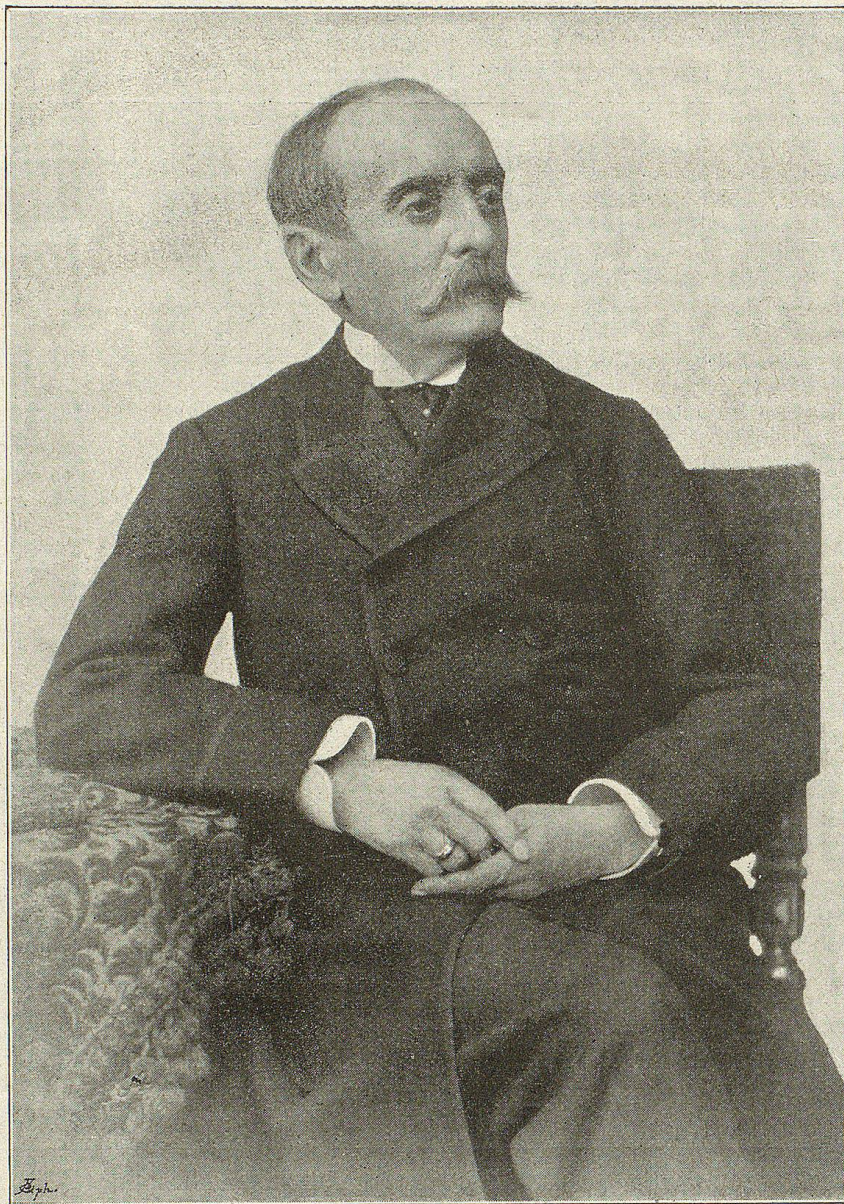
Präsident Casimir Perier abgedankt. Zuerst hat alle Welt deswegen räsonnirt und gesagt, er sei ein Hasenherz, das vor den

Schwierigkeiten des Amtes davonlaufe und sich nicht getraue, den Besen in die Hand zu nehmen, mit dem er den Mist

auszufegen versprach. Hintennach ist aber ausgekommen, daß allerlei Schelmereien sogar in den allerobersten Regionen, von Ministern zc.,

begangen worden waren, gegenüber welchen selbst ein Präsident die Segel streichen muß. Und da Casimir Perier mit solchen Leuten nicht regieren mochte und sie aber auch nicht abschütteln konnte, hat er seinen Bündel

geschmürt. Man hat ihm dann den Herrn Felix Faure von Havre zum Nachfolger gegeben, der auch seine Millionen im Trockenen hat. Dieser ist der Sohn eines Möbelfabrikanten, hat dann in einer Großgerberei den Häutehandel studirt, um später in Havre ein großes Fellgeschäft zu errichten,



Reichskanzler Hohenlohe.

das ihm Millionen einbringt. Er gilt als ehrenhafter, ruhiger Mann und klarer Kopf, dem nicht so leicht Jemand die eigene Haut über die Ohren zieht, weil er sich auf den Artikel versteht.

Und wenn in Deutschland der Caprivi gehen mußte und in

Frankreich Casimir Perier ging, so fiel in Oesterreich der Kanzler Kalnoky und in Ungarn „drunten“ der Ministerpräsident Weckerle.

Der Weckerle mußte gehen, weil er hinter dem Rücken des Kaisers auf eigene Faust politisirte und Kalnoky, weil er in einer Affaire zwischen dem päpstlichen Nuntius in Wien und dem neuen

Ministerium in Ungarn auf beiden Achseln

Wasser trug, d. h. beiden Recht gab. Für Weckerle ist in Ungarn der Baron Banffy an das Ruder gekommen, ein härtebiger Aristokrat und als Kanzler hat sich der Kaiser den Grafen

Soluchowzky, einen Polen,

ausgesucht, der als ein famoser Diplomat gilt. Hat's nöthig, denn in Oesterreich muß einer schon Seiltanzen können, bis er in der Politik nicht purzelt. Das Letztere ist nämlich wegen einer Kleinigkeit zu guter Letzt auch noch dem österreichischen Ministerpräsidenten, Fürst Windischgrätz, passirt.

Unser südliche Nachbar, der Italiener, hat ein schönes Land, das aber vor lauter Schelmerei und Lotterei fast zu Grunde geht. Die Ersten der Nation sagen einander in den Sitzungen offen und deutsch,

d. h. italienisch, Diebe und Spitzbuben und versuchen nicht einmal sich reinzuwaschen von so schweren Anklagen. Das Volk hungert und der Staat laborirt die halbe Zeit an einem Bankerott herum. Darum führt er aber doch in Afrika theure Kriege, die Millionen kosten, um auch den Großen zu spielen, wie die Engländer und Franzosen und der Russe.

Vom Engländer, vom Russen, dem Spanier, Griechen, Portugiesen u. Türken wäre auch gar vielerlei zu melden. Aber der Kalenderdrucker sagt, er habe so viel Platz nicht und seine

Leser wüßten das Meiste schon aus den Zeitungen. Die Spanier haben den Kopf voll Sorgen. Ihre reichste und einträg-

lichste Colonie, die Insel Cuba, von der die Havana=Cigarren herkommen, hat sich empört und das arme Spanien muß Truppen über Truppen dahin schicken, um den einzigen Schatz zu erhalten, den es noch hat, und doch mag es dem Aufstand bis jetzt nicht Meister.



Präsident Faure.

In Rußland ist der Czar Alexander III. in verhältnißmäßig jungen Jahren gestorben. Er sei ein etwas harter Mann gewesen; aber er hat doch wenigstens Frieden gehalten. Als Nachfolger hat sein Sohn Nikolaus unter dem Namen Nikolaus der Zweite den stolzen Thron der Romanow bestiegen, nachdem er kurz nach dem Tode seines Vaters sich mit einer Tochter des englischen Kronprinzen vermählt hatte. Seit seiner Regierung hat es wieder bedenk-

lich zu rumoren angefangen im großen europäischen Pulverfaß, im Orient. Die Armenier, unter welchen die Türken letztes Jahr unbeschreibliche Grausamkeiten verübten, Männer zu Tode marterten, Weiber schändeten, Kinder mordeten und ganze Dörfer verbrannten, fangen an, sich zu empören in der Hoffnung auf die Hülfe Rußlands; die Macedonier in der europäischen Türkei haben ebenfalls begonnen, in einem blutigen Aufstande das türkische Joch zu bekämpfen und in Bulgarien hat die russische Partei eine Schurkenthät

auf dem Gewissen mit der Ermordung des ehemaligen Ministerpräsidenten Stambulow, der seine Heimat von der Bevormundung Rußlands befreite.

Und jetzt fahren wir ein wenig über das mittelländische Meer hinüber nach Afrika, den Nil hinauf, bis in den Sudan, wo der furchtbare Mahdi noch immer seine Schreckensherrschaft ausübt und große Länder wieder der Barbarei zuführt, welche der europäischen Kultur vor 15 Jahren erschlossen waren. Damit ist es seither vorbei. Kein Europäer kommt mehr in jene Gegenden, wo jetzt ein fanatisches Araberthum herrscht. Wohl aber hält der

Mahdi immer noch einige Europäer gefangen. Aber leztlich konnte ihm wieder einer entweichen, der noch als Offizier unter dem tapfern General Gordon Chartum vertheidigt hatte. Der General und die meisten Offiziere Gordons fielen damals unter den Streichen der Araber. Slatin Bey aber wurde in grausame Gefangenschaft geschleppt, in der er elf Jahre lang schmachtete, bis er sich flüchten konnte. Seine Flucht bildete eine letzte Kette unerhörter

Leiden und Strapazen, bis er in Omdurman, wo er die ersten Europäer traf, in durchlöcherter Bluse, zerrissenen Schuhen, ermattet bis auf den Tod, ankam. Von dort an bildete seine Reise nach Kairo, der egyptischen Hauptstadt, freilich einen ununterbrochenen Triumphzug und in Kairo selbst war dieser Oesterreicher in egyptischen Diensten der Held des Tages.

Den letzten Herbst und das letzte Frühjahr waren alle Zeitungen voll vom Kriege zwischen Japan und China. Angegangen ist der Krieg wegen der Halbinsel Korea, auf welcher die Chi-

nesen bisher eine Art Obervogtei ausübten, während die Japaner erklärten, die ersteren hätten hiezu nur gemeinsam mit ihnen, den Japanern, das Recht. Davon aber wollten die hochmüthigen Chinesen nichts wissen, welche die Japaner von altersher nur so als eine Art Hadelvolk betrachteten. Umgekehrt freilich haben die Japaner auch von jeher die Chinesen nicht schmecken mögen. Und weil man sich nicht einigen konnte, kam es eben zum Krieg. Wer aber geglaubt hatte, daß der gewaltige Riese China mit seinen 400 Millionen Einwohnern das verhältnißmäßig kleine Japan nur so erdrücken werde, der



Nikolaus II.

hat sich gewaltig getäuscht. Prügel und nichts als Prügel haben die Chinesen bekommen, und die Japaner haben mit ihren Flotten und Landheeren so geschickt operirt und sich so trefflich geschlagen, daß den europäischen Mächten darüber angst und bang geworden ist. Der junge Riese fing an, mit seinen Erfolgen ihnen unheimlich zu werden, denn, so sagten sie sich, derselbe wäre nach solchen Leistungen auch im Stande, den Einfluß der europäischen Mächte in Ostasien niederzuwerfen.

Das lag besonders den Russen nicht recht, die in jenem Theile der Welt schon lange gern ebenfalls regiert hätten. Als darum die Japaner die dukendfach geschlagenen Chinesen zu einem Frieden gedrängt hatten, in dem dieselben den Japanern verschiedene wichtigste Gebiete abtreten mußten, wußte Rußland die Deutschen und Franzosen zu bewegen, daß sie gemeinsam mit ihm die Japaner zwangen, auf einen Theil der von China abgetretenen Länder zu verzichten, um dafür eine größere Kriegsschädigung zu empfangen. Sinterdren hat sich dann herausgestellt, daß Rußland dabei gleichzeitig Deutschland und Frankreich hinter's Licht geführt hatte. Denn hinter ihrem Rücken hatte es mit China abgemacht, diesem das Geld für die

Kriegsschädigung, ca. 700 Millionen Franken, zu leihen, womit es natürlich gleichzeitig auch eine Hand auf dieses Reich legen kann.

Und nun sollten wir eigentlich doch von unserem lieben Vaterlande auch noch etwas erzählen. Aber vom neuen Bundespräsident Zemp haben ja alle Zeitungen schon ausführlich berichtet über Zollinitiative und Recht auf Arbeit, und was sonst die Schweizerbürger im abgelaufenen Jahre lebhaft beschäftigt hat, wird man froh sein, nichts mehr hören zu müssen, nachdem wochenlang fast nur noch von ihnen die Rede war. Ueber das in der nächsten

Nachbarschaft des Kalendermanns, in Altstätten, am 17. Juni 1895 aufgeführte großartige vaterländische Schauspiel „Die Schlacht am Stoß“, zu welchem aus der ganzen Ostschweiz zehntausende von Zuschauern herbeiströmten, können wir wegen Mangel an Raum hier keinen ausführlichen Bericht bringen. Eine Schilderung wäre übrigens nicht im Stande, dem Leser eine auch nur annähernde Vorstellung von der unbeschreiblichen Farbenpracht

des gewaltigen Schauspiels, bei welchem 1400 Personen mitwirkten, zu verschaffen: so etwas muß man halt gesehen haben. Eine der Hauptscenen, („Der Tag in Arbon“) führt der Kalendermann im Bilde vor.

Auch manches Aergernis ist in unserem Lande passiert und manches könnte besser sein; aber wenn man sich in den andern Staaten umsieht, so sagt man doch froh: „Besser als fast überall ist es, Gott sei Dank, doch noch bei uns“ oder wie es im Liede heißt: „Du herrlig's Land, mys Vaterland, my liebi, frei Schwyz“, du bist halt doch einzig. Eins möchte der Kalendermann aber doch noch thun, nämlich mit einigen wenigen Worten ein schlichtes Kränzlein am Grabe eines hochverdienten Eidgenossen niederlegen, am Grabe des jüngst verstorbenen Bundesrath Schenk. Gines einfachen Bauernhandwerkers Sohn



Glavin Bey.

hat er es zuerst bis zum Pfarrer gebracht, dann 1859 zum bernischen Regierungsrath und 1863 zum Bundesrath, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb und dem schweizerischen Volke treueste Dienste auf den verschiedensten Gebieten leistete. Schenk war das Vorbild eines gewissenhaften, pflichtgetreuen und würdigen schweizerischen Staatsmannes, ein Mann wie Gold, dessen ganzes Bestreben im Volke und für das Volk aufging. Möge das Vaterland immer solche Männer an der Spitze haben und sein Geschick in guten Händen ruhen.